Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Die Wache auf der Brücke
Autor: Aeppli, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573170

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

darob hatte sich der goldene Faden, der ihn mit dem Himmel verband, an einer scharfen Kante des Kirchturms durchgescheuert und war zerrissen. Aber der alte Herr merkte es nicht, er bohrte sich immer tiefer in seine finstere Nachdenklichkeit hinein und sah nicht, daß den Augen seines Schutzengels halb zornig, halb betrübt, zwei dicke Tränen entrollten und hörte nicht, wie es seinen Lippen unmutig entfuhr: „Nein, so was!"

Die Wache auf der Brücke.

Novelle von Ernst Aeppli, Zürich.

Es war vom Kommandanten der schweizerischen Grenzwachtkompagnie in Rheinwasen durchaus gut gemeint, als er seine Bureauordonnanz, den Schützen Tanner, aus dem Bureau weg wieder zum Wacht- und Felddienst befahl. Und wenn ihm das Ergebnis nicht recht gab, ja ein übles, fast erschütterndes Ende so rasch folgte, trug doch daran dieser harmlose, fröhliche Hauptmann keine Schuld.

Der Soldat war sogleich zu seiner Truppe zurückgekehrt, und es hatte sich nun zufällig getroffen, daß sein Zug am selben Abend auf Wache kam. Tanner wurde dem Posten Rheinbrücke zugeteilt. Diese weiße, breite und neue Brücke führte in mächtigen Bogen vom Städtchen Rheinwasen über den Strom nach dem deutschen Dorfe Bietingen, das, ob der Uferterrasse gelegen, vom schweizerischen Brückenende nicht sichtbar war.

Tanner hatte den Schützen Binder als einfacher Posten auf der Brücke abgelöst und, eh in jener Abendstunde des nächsten Tages das Unbegreifliche geschah, schon um Mitternacht und dann im frühen Morgen je zwei Stunden Wache gestanden.

In der Nacht hatte er immer wieder darüber nachgesonnen, weshalb er von dem Hauptmann, der ihm doch so gewogen gewesen, wieder zu der rohen und lärmigen Truppe zurückgeschickt worden war. Und als er um Mitternacht abgelöst wurde, war er mit müden und verworrenen Gedanken durch die schweigend schwarzen Gassen nach der Wachtstube zurückgekehrt.

Am Morgen aber hatte ihn die herbe, kühle Luft erfrischt, und er hatte fast beglückt sich Brücke, Strom und Ufergelände aus den frühen Herbstnebeln lösen sehn. Und nun stand er wieder auf der Brücke, und alle Morgenfröhlichkeit war von ihm gewichen. Aus einem Gefühl von Unsicherheit und Langeweile sagte er seinen Schildwachbefehl mit dem Verbot, die Brücke zu begehen, der dem schweizerischen Posten jedes Gespräch mit der deutschen Wache am andern Brückenende untersagte, dem ein paar Meldevorschriften und eine kurze Orientierung über die Gegend folgten, ein-, zweimal vor sich hin. Er ging auf und ab, hin und her, in gleichmäßigen Schritten, schaute, vom kurzen Schlaf in der lauten Wachtstube wenig ausgeruht, müde in das gelbe Licht des Spätherbsttages. Dabei fing er bald diesen, bald jenen Gedanken zu denken an, ließ ihn aber bald wieder lässig und unachtsam fallen. Lange blieb er an der Brüstung stehen, den gesenkten Gewehrlauf über die niedrige Mauer haltend, so, daß das Bajonett wie eine weiße, schmale Flamme nach den Wassern stach. Er sah oben den Strom breit und schimmernd, gleich einer gewaltigen Straße ruhig zwischen den beidseitigen Waldbergen hervorfließen, sah wie die Strömung, ihm entgegenlaufend, immer dunkler wurde und sich die Wasser endlich mit ziehendem Geräusch, oft gurgelnd an den Pfeilern aufrollend, durch die weiten Bogen der wuchtigen Brücke schoben.

Wie er Strom und Ufer betrachtete, fiel ihm seine Schule in dem kleinen Dorf des Mittellandes ein, und er dachte: Dies sollten einmal meine Kinder sehn, die so selten aus ihrem engen Waldtal kommen.

Und jetzt kam ihm auch der Brief in den Sinn, den er bei sich trug. Er hatte ihn heute mittag erhalten, und sein Stellvertreter berichtete ihm darin von allen den kleinen Schuldingen. Dem Brief lagen zwei verklext beschriebene Blätter aus einem Schülerheft bei. Es war die

Erzählung eines Traumes, die von einem nicht grad begabten, ängstlichen Schüler stammte.

Die ersten Sätze der Traumerzählung aber hatte der Stellvertreter unterstrichen und daneben eine erstaunte Bemerkung hingesetzt. Tanner besann sich jetzt auf den Traum des Kindes. Ja, so fing er an: „Ich ging an die Aare. Es war Krieg. Da wurde es dunkel, und es fing an zu töten... es fing an zu töten." Tanner zog fröstelnd den Rücken ein: „Wie dumm und wie, wie grausig," dachte er und tat ein paar Schritte; dann hing er seiner Schule nach und geriet in trübe und sehnsüchtige Gedanken. Plötzlich stieg die Erinnerung an ein Gespräch mit seinem Hauptmann wieder auf. Das war vor einer Woche gewesen. Der Hauptmann hatte geschlossen: „Lassen Sie doch die Schule! Sie träumen zu viel, Tanner, selbst für eine Bureauordonnanz zu ausdauernd. Und Ihre Unruhe, die meint, für alles verantwortlich zu sein, taugt auch nichts. Tun Sie Ihre Schreiberpflicht und kümmern Sie sich den Teufel um das, was drüber geht. Ja, also, sobald Sie mit der Kontrolle der Gewehrnummern fertig sind, tun Sie wieder Wache und Felddienst. Das bläst die mausrige Seele aus."

Tanner schüttelte die peinliche Erinnerung an dies Gespräch ab. Er stand in der Brückenmitte, das Gewehr unterm Arm, bereit, aufzunehmen, was ihm die Umgebung zutrug; er suchte eifrig nach irgend etwas, das ihm die langsam verrinnende Gegenwart kürze. Er lauschte und hörte fern stromabwärts im Elsaß die Geschütze dumpf durch den Abend grollen. Eine Zeitlang versuchte er die Schüsse zu zählen; aber gleichzeitiges Feuern verwirrte ihn. Er gab die Zählung auf und horchte nach dem tiefen Summen, das, wie von einem Schwarm ungeheurer unsichtbarer Fliegen herrührend, die Luft durchzitterte.

Das war das Kraftwerk, das sich ein paar hundert Schritt weiter unten hinter der Strombiegung gewaltig durch den Rhein baute. Für einen Augenblick sah Tanner plötzlich den französischen Soldaten vor sich, den sie letzthin — er war eben mit einem Befehl an den Kraftwerksposten dort unten gewesen — tot im riesigen Rechen hangend aus dem Wasser gezogen hatten. Aber er mochte den Toten nicht ansehn und schob, das jenseitige deutsche Ufer absuchend, den ertrunkenen Franzosen beiseite.

Seine unruhigen Blicke blieben auf dem deutschen Landwehrmann am Brückenende gegenüber stehn. Er betrachtete den Entfernten: Ein schmaler Mann mit ernstem Gesicht, in dem eine dunkle Stelle unterhalb der Augen vielleicht eine Narbe war.

Jetzt schaute der Deutsche, der offenbar müde war und gleichgültig am Schilderhäuschen lehnte, zu Tanner herüber. Eine Zeitlang sahen sich die beiden Soldaten an; aber Tanner hielt, obwohl die Strombreite zwischen ihnen beiden lag, den Blick nicht lange aus und entwich. Seine Augen glitten nach rechts nach der jenseitigen Uferböschung oberhalb der Brücke. Diese Böschung fiel dort ziemlich steil ab. Nur an einer Stelle, es mochte da ein kleiner Bach in den Strom laufen, senkte sie sich und ging in einer kiesigen kleinen Landzunge einige Schritte ins Wasser hinaus.

Am Grunde dieses Kiesplatzes standen ein paar Weiden, das Wurzelwerk vom Hochwasser ausgeschwemmt. Wenn die deutsche Wache vortrat, konnte sie den ganzen Hang samt den Weidenbäumen leichtlich überblicken.

Tanners Augen blieben plötzlich stehn und schauten angestrengt und scharf hin. Denn, noch war es nur undeutlich zu sehen: im Dämmer des Bacheinschnittes bewegte sich ein dunkles Wesen. Jetzt bog sich ein menschlicher Körper in jäher Wendung aus dem Gebüsch vor. Dann kroch ein Mann mühsam und vorsichtig der schattigen Seite der Mulde entlang nach vorn bis zum steinigen, im gelben Abendlicht liegenden Dreieck. Bei der Schattengrenze richtete er sich einmal halb auf, den untern Teil des Gesichtes mit einer russischen Soldatenmütze verdeckend, wandte den Kopf nach der Brücke, nach dem deutschen Posten und glitt darauf rasch nach den Weiden hinüber. Jetzt zwängte er sich in deren Wurzelgeäst.

„Ein Russe!" Tanner sagte es er-

schrocken fast laut vor sich hin. Die folgenden Sätze bildeten sich ob der steten Wiederholung des Geschehens mechanisch in seinem Gehirn. „Der Kriegsgefangenschaft entflohn!" Und dann: „Will jetzt in die Schweiz herüberschwimmen!"

In den letzten Wochen hatten sich wirklich öfters französische und russische Kriegsgefangene durch den Rhein schwimmend in die Schweiz geflüchtet. Freilich, vielen gelang die Flucht nicht, und manchen trugen die grünen Fluten tot und schwer talwärts durch die schöne Landschaft.

Die Wache besann sich jetzt auf Einzelheiten: Vorgestern morgen hatte eine Patrouille den blonden Unteroffizier aus Kiew vor den Hauptmann geführt. Sie hatte ihn nackt und erschöpft im Hardwald gefunden.

Und am Sonntag, da hatte der Franzose den Rhein dort oben, wo sich das Seil der toten Fähre wie ein feiner schwarzer Strich über die Strombreite legte, in der Morgenfrühe durchschwommen. Sein Kamerad aber — der ertrunkene Franzose vom Stauwehr des Kraftwerkes, schob sich triefend, mit gebrochenen Augen, kläglich geöffnetem, feuchtem Mund wieder vor Tanner hin — sein Kamerad war dabei umgekommen.

„Il a crié maman, maman! Et moi: courage, courage!" So hatte ihnen der Gerettete auf dem Kompagniebureau erzählt. Und dabei geweint. Und dann berichtet, unaufhörlich und hemmungslos berichtet. Wenig vom Gefangenenlager, viel von der Flucht, die Einzelheiten rheinzu häufend.

Und jetzt saß dort unten auch so einer! Einer, der herüber wollte, nicht über die Brücke kommen durfte, der auf die Nacht wartete.

Die fahrigen Gedanken der ermüdeten Wache bekamen mit einemmal Inhalt und Achse. Der Russe glitt in Tanners Sinnen ein.

Zwar wehrte sich Tanner erst dagegen: „Wieder einer!" murmelte er und versuchte, einfach die Tatsache feststellend, den unbequemen Unbekannten rasch zu erledigen. Denn er wollte nichts von ihm wissen, nichts mit ihm zu tun haben. Gleich spürte er es: irgend etwas Unheimliches, etwas Bangemachendes war nun plötzlich da, und dem wollte er entfliehen. Er ahnte, daß dieses Dunkle, daß dieser graue unbewegliche Unbekannte dort unten im Weidengebüsch in seltsamer und gefährlicher Weise zusammenhing mit dem, das ihn aus dem Bureau vertrieben, das ihn sich nach der stillen Schule sehnen ließ, das hinter ihm furchtbar wie riesiger Schatten aufwuchs.

Wie ein Knabe, der sich fürchtet, fing er an zu pfeifen. Freilich nicht laut. Eine einfältige, die allergewöhnlichste Soldatenmelodie: „Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von hier". Doch nach wenigen Sätzen brach sein Lied dünn und ängstlich ab. Einen Augenblick lang hatte Tanner sein Dorf und wie lichten Aufschein einen geliebten Menschen gesehen. Aber dann saß auf einmal der Fremde, der Russe dort unten, es ist schwer zu sagen, irgendwo am Rande des Liedes, grau und groß...

Tanner schlug heftig die Absätze zusammen und machte, ohne ersichtlichen Grund, mit geschultertem Gewehr ein paar kasernengerechte Drehungen. Dann ging er hastig nach der andern Brückenseite. Stromabwärts gewendet, so daß er den Russen unter der Weide nicht mehr sehen konnte, blieb er stehen und schaute, schmerzhaft wach nach den im glänzenden Widerschein des Abends aufblinkenden Fluten, sah am Horizont zwei deutsche Hochkamine lautlos schwarz in den westlichen Himmel ragen.

Tanner suchte etwas, an das er seine Flucht begehrenden Gedanken heften konnte; er horchte eifrig, ob nicht irgendwoher etwas Ablenkendes, Befreiendes käme. Freilich nicht das heftiger werdende, dumpfe Stöhnen der fernen Geschütze. Nein, vielleicht die Musik des Bataillonsspiels, das Pferdegetrappel der ausreitenden Offiziere. Wie hätte ihn jetzt der eigenartige, knirschende Hupenton des Sanitätsautos gefreut, ihn an irgend einen Kameraden denken lassen. Mit warmen und ruhigen Gefühlen.

Doch keine Erlösung kam. Die ganze Kompagnie war zu einer Schießübung ausgerückt, aus dem Städtchen rannen nur wenige, verworrene Arbeitsgeräusche, drang hie und da ein Kinderruf.

Zuletzt hörte Tanner nur noch die Wasser unter ihm strömen. Und jetzt schien dem Horchenden — nein, es war nur Täuschung, und er schalt sich deswegen — der Rhein rauschte jetzt anders. Vor einer Viertelstunde noch ruhig ziehend, mit streichendem, klingendem Geräusch, jetzt aber wie aus schwarzen Tiefen aufschluchzend.

Die Angst überwuchs Tanner. O etwas Furchtbares war in die Welt gefallen. Und alles, alles kreiste um dieses Furchtbare. Es war ganz nahe! Zum Schreien nahe. Ach, im Grunde wußte er schon wo. Dort drüben, dort unten unter der Weide.

Und niemand weiß davon. Nur er allein. Er — und der andere. Der andere, der graue, regungslose Unbekannte. Tanner öffnet hastig den Rockkragen. Gleich einem Kinde klagt er vor sich hin: „Wie heiter und fröhlich habe ich heute morgen hier gestanden." Denn am Morgen war er noch nicht dagewesen! Nicht dagewesen? Oder doch? Vielleicht schon lang, vielleicht ... vielleicht die ganze Nacht.

Und wie Tanner Nacht dachte, war auch der Traum des Schülers wieder da: dann wurde es dunkel, und es fing an zu töten.

Jetzt schnellt der Posten herum, als wolle er einen ertappen, der lauernd hinter ihm steht. Doch niemand steht da, er ist ganz allein. Unsicher und argwöhnisch geht er auf und ab, dreht oft plötzlich den Kopf und äugt nach hinten.

Nach einer Weile kehrte Tanner zögernd zur obern Brüstung zurück und spähte nach den Weidenbäumen hinüber. Er wurde langsam ruhiger. Ja, wenn man hinsah, war's eigentlich nicht so grauenvoll, war es einfache und kühle Wirklichkeit. Man konnte von ihm aus den Leib des Russen deutlich erkennen. Sehen, wie er zusammengekauert regungslos im Wurzelwerk der Weide ob dem kiesigen, flachen Ufer hockte.

Tanner schaute sehr lang, vielleicht allzu lange hin. Denn nach und nach meinte er den andern trotz der großen Entfernung klar vor sich zu sehen. Wie ihm schien und die Seele ihm in erneuter Erregung vorbilderte, mit Gras und Laub im Haar und vom nächtlichen Tasten zerrissenen blutigen Händen. Und jetzt sah er auch das Antlitz — obwohl später die Untersuchungskommission des Militärgerichtes die Unmöglichkeit, ein Gesicht auf diese Distanz zu erkennen, in den Akten zum Fall Tanner genau und überzeugend darlegte — sah er ein Antlitz mit unendlich dunkeln und müden Augen. Tanner, dessen Körper nach dem Russen hingewendet am Geländer stand, versank langsam in diese traurigen Augen.

Nach geraumer Zeit fuhr er jäh auf. Es war ihm, als hätte ihm jemand mit der Handkante ins Genick geschlagen; er erkannte und in rasender Folge jagte durch seinen Kopf:

Der Deutsche! Wenn ich dorthin schaue, sieht ihn auch die deutsche Wache. Sie wird den Russen entdecken. O, jetzt ruft sie ihn an. Der Russe steht auf, flieht. Der Deutsche brüllt Halt! Halt! Jener springt über den Kiesplatz. Jetzt hebt er die Arme abwehrend gegen die Brücke. Der Deutsche reißt das Gewehr herauf, schießt. Der Russe tut einen gellen Schrei, sinkt in die Knie und fällt vornüber ins Wasser.

Erbarmungslos rasen Bild und Ruf und Schuß und Schrei durch Tanners Hirn. Er fängt an, sich vor seinen eigenen, grauenhaft klaren Vorstellungen zu fürchten. O, nicht hinsehn, nicht hinsehn...

Er steht in fiebrigem Krampfe da, zieht eine Achsel ängstlich hoch, sein sich krümmender Leib möchte in sich selbst zurückkriechen...

Endlich ermannt er sich, nimmt Haltung an. Um irgendwie zu handeln, tut er, lächerlich ist es zu sehn, zwei, drei Gewehrgriffe, drei sauber, genau ausgeführte Gewehrgriffe. Und dann geht er gleich einem Gefangenen langsam hin und her, in gezwungenen Schritten. Quer über die Brücke, drauf nach vorn bis zur Barrikade, die in der Brückenmitte errichtet, die Landesgrenze bezeichnet.

Zuletzt ergibt sich Tanner. Warum denn soll er nicht an den Russen denken. Wer er ist, wie er hiehergeflohen. Warum weicht er überhaupt der Erinnerung an die Fluchtgeschichten, an den toten Franzosen aus? Bis jetzt hat er sie immer wieder von sich geschoben, aus irgend

einem Grunde; er weiß selbst nicht warum. Vielleicht weil so viel Trauriges dabei ist. Er liebte wohl das Traurige nicht. Oder vielleicht doch? Ja, ganz geheim war er eigentlich immer mit denen gewesen, die Schmerzen trugen. Hatte er nicht stets die Leiden anderer erlebt wie einen bittern Trunk, der ganz am Grund leise süß und wie betäubend ist? Ja, er liebte die, die gequält wurden und viel litten. Und was mußte jener dort unten Trauriges und Schreckliches erlebt haben!... Tanner, wieder am Brüstungskopf stehend, sann den Geschicken des Russen nach.

Und nun geschah das Sonderbare. Ohne daß Tanner, der ganz ruhig geworden, es merkte, lief ihm das, was er von den Flüchtlingen jeweils erzählen gehört hatte, nun zusammen, gerann ihm zu einem Geschehen. Und dieses Geschehen ließ er den Russen erleben, erlebte es selbst.

Erst sieht er unklar: er glaubt den Russen in einem riesigen Gefangenenlager, wie er solche in einem Bild der Illustrierten Zeitung gesehen hatte, zu erkennen. Dann ist der Russe bei einem Bauer als kriegsgefangener Landarbeiter eingestellt. Diese Sache weiß Tanner noch nicht genau, und er denkt darüber eine Weile nach. Um so genauer weiß er dann von jener Szene, da der Russe dem Buben des Bauern, der doch sein Freund ist, die Schulkarte entwendet. Tanner sieht den Russen nächtlicherweile in die Wohnstube schleichen, hört das Geräusch von Heft und Schulschachtel, sieht, wie der Gefangene aus der Tasche des Knaben mit schamvoll abbittenden Händen die Landkarte des Großherzogtums Baden hervorzieht.

Tanner beugt sich über den Russen, wie dieser im Stall unter der Laterne auf einem Strohhaufen sitzt und auf die Landkarte starrt. Auf dieser Karte, ganz unten, ist ein Stück Schweiz eingezeichnet. Zitternd betrachtet der Gefangene den rötlichen, unregelmäßig gezackten Komplex. „Schweiz" steht in aufrechter Schrift auf der Fläche. Der Russe liest es langsam, wie einen heiligen, fernen Namen. Bei der schwarzen unruhigen Linie, die fast überall den in stärkerem Rot gemalten Rand begrenzt, steht dreimal „Rhein". Und dorthin will der Russe. Er fährt mit dem Finger immer wieder zögernd, als suche er den Weg, über die Karte hin. Bis zur schwarzen Linie, bei der „Rhein" steht.

Nun hastet Tanner mit dem Russen durch die nächtlichen, dichten Wälder. Er hört ihn, den der Regen überfallen hat, in einem Haufen tropfenden Reisings, dem Tagesversteck, leise wimmern. Nach und nach weiß Tanner alles, die ganze lange Flucht. Früh am Abend hält es der Russe nicht mehr aus, kriecht hervor, läuft, um warm zu werden, ein gutes Stück, bis er jene einsam holzlesende Frau antrifft. Er fragt die Erschrockene eindringlich: „Wo ist der Rhein?" Die Frau schaut ihn traurig an. Dann weist sie gegen Süden. „Armer!" flüstert sie leise.

Diese Worte nun hat Tanner sicher erfunden; denn davon hat keiner der Flüchtlinge erzählt! Aber Tanner sieht die Frau — gleicht sie nicht ein wenig seiner Mutter? — ganz deutlich vor sich, und er hört ihre milde und traurige Stimme: Armer, du Armer!

Am vierten Morgen, gestern morgen in der Frühe, tritt der flüchtige Gefangene, vorsichtig spähend aus dem Wald. Und schreit auf: Da ist er, da, unterm Hang. Der Rhein! Schimmernd, wie eine breite silberne Straße.

Der Russe kehrt in den Wald zurück, legt in plötzlicher Ermattung den Kopf an eine Buche — Tanner spürt die kühle Rinde an seiner fiebernden Stirn — und umfaßt den Stamm, wie man einen geliebten Menschen umfaßt. Dort war es — Tanner merkt nicht mehr, daß dies jener Kiewer Unteroffizier erzählt hat — dort war es, daß sich der Schluchzende plötzlich an den Knien berührt fühlt, tief erschrickt und erwachend einen magern, winselnden Hund sieht, der die zottige Schnauze mit flehendem und kosendem Druck an seine häßlichen, o wie häßlichen, o wie zerrissenen Hosen drängt. Hat er nicht diesen guten tröstenden Hund mit Aststückchen und zuletzt mit harten Tannzapfen verjagen müssen? In einer Brombeergrube versteckt, hat der Gefangene auf den Abend gewartet. Beim Einnachten ist er zum Rhein zurückgekehrt.

Hat der Gefangene nicht die ganze ver-

gangene Nacht dort unten am Strom gesessen? Hatt er nicht tief erschreckend immer wieder dessen Breite erwogen? Hernach, die zertretenen Schuhe ausziehend, hat er nicht erst die Hand und dann erschauernd, den einen Fuß ins Wasser gestreckt? Ist da nicht die Angst vor dem metallisch aufrauschenden Strom schwarz und hoffnungslos über den Armen hergefallen?

Und als drüben, über dem Rhein, die Lichter aufgingen, da hat er die Arme sehnsüchtig hinüber gestreckt, mit Händen, die alles fassen wollten, was drüben im letzten Abendlicht stand. Fassen und umklammern, um sich über die dräuenden Wasser zu ziehn.

Tanner schämte sich, daß er — nein der Russe —daß er es nicht wagte, gleich in der Nacht durch den Strom zu schwimmen. Er hatte sich eben den Strom nie so wild und breit gedacht! Doch was hilft alles Nachsinnen? Muß er nicht hinüber? Sonst ist alle Mühsal und Not um nichts getan. O ja, er muß, er wird hindurchschwimmen. Denn drüben wird alles gut sein. Man wird ihn speisen, tränken, ihm neue, gute Kleider schenken. Man wird ihm eine Fahrkarte nach Rußland geben. Er wird in die Heimat zurückreisen, wird nach Samara fahren oder nach Kiew, oder sonst wohin, wo er eben wohnt.

Jetzt zieht er den Rock aus und watet ein paar Schritte ins Wasser hinein. Er zittert sehr. Wie kalt ist das Wasser! Oder eigentlich nicht kalt! Aber tief, aber dunkel und breit. O wie entsetzlich breit! Er will hinüber; aber er kann nicht, wie fürchterlich ist alles. Er watet zurück, er weint. Er ist gar nicht tapfer. Die Nacht ist voll Qual, voller Vorwürfe, Anläufe und Mutlosigkeit.

Nach Mitternacht hört man Schritte. Es ist die deutsche Patrouille. Sie muß das Ufer nach flüchtigen Kriegsgefangenen absuchen. Wenn sie nur keinen Hund bei sich hat, jammert Tanner, nur nicht mit Hunden gesucht werden.

Die Patrouille geht ohne Hund. Die beiden Landsturmleute reden über irgend eine Sache sehr eifrig. Sie entdecken ihn nicht, er ist gerettet. Gegen Morgen, wenn man das andere Ufer sieht, wird er hinüberschwimmen und ganz gerettet sein.

Tanner steht vorgebeugten Leibes lauschend nach den Weidenbäumen gewandt an der Brüstung. Hingegeben starrt er reglos in die dunkler werdende Flut. Er merkt nicht, wie der wirkliche Russe seinen Oberkörper nach links aus dem Geäst herausbiegt, eine Hand gegen ihn erhebt, sie angsthaft schwach und hastig hin und her bewegt und zuletzt immer wieder die eine Gebärde des Weggehnheißens, des Wegschauenheißens tut. Tanner ist ja selbst der Russe, der endlich ermattet ob seinem Schluchzen dort am Ausgang der Bachmulde eingeschlafen ist. Er hat wilde, angstvolle Träume. Er könnte sie erzählen. Den vom Eingemauertsein und den andern vom riesenhaften Feuerhund, der rauschend aus dem schwarzen Strome steigt.

Gegen Morgen erwacht er. Er friert sehr; aufwachend sieht er eine weiße, gewaltige Steinbrücke sich aus den Morgennebeln erheben. Welch schöner Traum! Eine weiße, herrliche Brücke, die nach der Schweiz führt. Eine Brücke, o eine Brücke. Man muß nicht mehr durch das breite Wasser schwimmen, man wird nicht sterben. Nun ist alles gelöst. Man geht einfach über die Brücke. Und ist dann frei, frei, und alle Not ist zu Ende! ... Oder nicht? Ist nicht eine Brücke dazu da, daß man hinübergehe? Aber dann, ach, er hat es ja sogleich gesehen und nicht für Traum gehalten: Dort oben steht, im grauen Mantel am Geländer gelehnt, ein deutscher Soldat.

Furchtsam, wie um sich zu überzeugen, ob jener Soldat immer noch dort oben stehe, wendet Tanner den Kopf rasch nach dem deutschen Posten. Der Deutsche steht unerwartet weit vorn, gegen die Barrikade hin, und schaut Tanner scharf und prüfend an. Dieser fährt zurück, stürzt jäh in die Wirklichkeit: Es ist ja Abend, nicht Morgen, er ist Tanner und nicht der Russe .... Und mit einemmal weiß Tanner unerbittlich klar: Der Deutsche hat ihn die ganze Zeit hindurch beobachtet und sucht jetzt den Russen! Zwar wendet er sich jetzt ab und geht langsam nach dem Wachthäuschen. Dennoch ist es Tanner, als fasse ihn der Deutsche, ihm erbarmungslos in die Augen starrend, an der Kehle, würge

Dora Hauth, Zürich. Dr. Ernst Zahn. Oelgemälde.

ihn: „Wo ist der Russe? Wo ist er? Zeig ihn!“

Alle Angst und alle Erbitterung Tanners stößt steil empor, wendet wild sich gegen den Deutschen. Er haßt ihn! Wie eine glühende Welle springt sein Haß über die Barrikade und überfällt jenen, der scheinbar ruhig an seinem Schilderhäuschen steht.

Ist nicht der schuld an aller Qual des andern. Nicht der arme, geängstigte Russe ist das Furchtbare, nein, dort steht das Grauenvolle, dort drüben, ganz nahe bei ihm, dort am deutschen Wachthaus steht der Tod.

Und nun brechen in dem Erschütterten, Haltlosen alle Türen der Seele auf. Wie liebt er den andern, den Verfolgten dort unten, den bekannten Unbekannten, den Bruder, dem vor dem Wasser graut. Er redet strömend viele Worte mit ihm, tröstende, aufmunternde: Komm, komm, versuche nur! Du kannst schon schwimmen; das Wasser wird dich tragen, wird dich herüber, wird dich zu mir bringen. Hab keine Furcht, den andern ist's auch gelungen. Und ich bleibe da, ich schütze dich.

Die Furcht überfällt Tanner, als käme seine Ablösung bald, als wäre jener dann schutzlos, als würde er ihn, den Geliebten, verlieren.

Er sucht ihn im Weidengestrüpp; aber er kann ihn nicht gleich mehr finden. Er tritt hart ans Geländer. Er möchte sich darüber hinbeugen, weit, weit hin über den Strom bis zu jenem, der seines Wesens ist.

Und jetzt weiß er nicht mehr, was er tut. Auf einmal hebt er die Hand, streckt sie gegen den Russen aus und winkt und winkt und macht die drängende Gebärde des Herüberrufens: Komm, komm schnell! sagt seine Hand.

Da pfeift einer. Einen kurzen und schrecklichen Pfiff. Der Deutsche steht, nur durch die Barrikade getrennt, dicht neben dem winkenden Schweizer, und späht in der Richtung, die dessen Hand ihm gewiesen.

Und dort unten steht auch der Russe, ein Bündel in der Hand, schaut nach der Brücke hinauf, eilt jetzt in langen Sätzen über den gelben kiesigen Grund.

„Halt, halt!“ gellen die beiden Soldaten auf der Brücke. Einer reißt das Gewehr von der Achsel und gibt Feuer. Der dort unten tut einen fremden, furchtbaren Schrei. Bis zu den Hüften im Wasser, wirft er das Bündel weg und stürzt sich in den Strom. Auf der Flut schwimmt sein blondes Haupt.

Vor dem viel zu rasch, in verzweifelten Bewegungen querüber schwimmenden Russen, ziemlich weit oberhalb der Brücke schlagen die Geschosse auf und tun wie von Knaben geworfene flache Kiesel aufprellend einen kurzen Sprung.

Der Deutsche schießt langsam weiter. „Hör auf!“ schreit Tanner. Er versucht, über die Barrikade zu steigen, um jenen zu hindern. Da löst sich in seinem Gehirn der Wachtbefehl und kreischt wie eine häßliche, schrille Weckeruhr unaufhörlich: „Der Wache ist es untersagt, die Grenze zu überschreiten! Der Wache ist es untersagt, der Wache ist es untersagt...“ In unbeschreiblicher Verwirrung springt die Wache zurück.

Der Russe ist nicht getroffen worden. Er hat sich im Wasser mühsam aufgerichtet und die Arme in flehender Abwehr gegen die Brücke emporgestreckt. Und ist dann untergesunken.

Tanner steht bebend im Winkel zwischen Brüstung und Barrikade. „Du darfst nicht, laß ihn, laß ihn doch.“ Er hält das Gewehr unsicher und unentschlossen in den zitternden Händen.

Der Deutsche, dessen Augen den wieder auftauchenden Leib des Russen suchen, dreht den Kopf, einen müden, ernsten Kopf mit kleiner, sehr tiefer Schußnarbe ob der Wange, schaut Tanner mit leeren, wie getöteten Augen an, tut eine trostlos entsagende Gebärde. Krieg! sagt sie, und dreht den Kopf langsam wieder zurück.

Jetzt hat er den dunkeln Körper mit dem hellen Haarschopf wieder gefunden. Er zielt nach ihm und kann nicht sehn, wie sich Tanner mit jähem Ruck emporrichtet, das Gewehr, den Ring spannend hochzieht und nun das kleine, schwarze Rund der Mündung häßlich dicht hinter seinem Kopfe steht.

Zwei Schüsse ungleichen Klangs folgen sich dicht, als wolle der zweite den ersten auslöschen. Tanner reißt den Ver-

schluß zurück. Mit dummem, kläglichem Geräusch springt die Hülse auf den Boden.

Der Deutsche hat das Gewehr fallen lassen und mit beiden Händen nach dem Halse gegriffen. Blut schießt heraus. Jetzt knickt er in die Knie, will sich halten, faßt tastend die Brüstung, auf die schwer sein Haupt fällt. Der Körper zuckt ein wenig, die Hände lösen sich vom Geländer, gurgelnd, als wolle er brechen, sinkt der Posten zusammen.

Tanner starrt den Sterbenden an, sichert das Gewehr, lehnt es an die Mauer, beugt sich über die Brüstung, sucht in der leise jammernden Flut den Russen, findet ihn nicht, geht nach der andern Seite, gewahrt einen menschlichen Körper, der im Strom abwärts treibt, wirft sich plötzlich nieder und fängt nun an, wild und wie ein Tier zu schreien.

Er vernimmt nicht die Rufe: „Korporal raus!" Hört nicht auf beiden Seiten die Wachmannschaften herzueilen.

Ins Krankenzimmer gebracht, schluchzt er unaufhörlich vor sich hin und gibt keine Antwort.

„Nervöser Zusammenbruch", erklärte der Truppenarzt dem erschütterten Hauptmann. „Warum er den Deutschen erschossen hat, ist vorläufig nicht festzustellen."

Am Abend spät lief folgende Meldung vom Unteroffiziersposten am Kraftwerk ein: „Im Rechen des Kraftwerkes landete wieder eine Leiche, blond, groß, den Kleidern nach ein russischer Soldat. Die rechte Schulter ist durch Gewehrschuß zertrümmert."

* * *

Aus der Militärstrafanstalt, wohin Tanner nach der von ihm verlangten gerichtlichen Aburteilung zur Verbüßung einer geringen Strafe aus dem Irrenhause überführt worden war, erhielt der Stellvertreter an seiner Schule mit der Todesanzeige einen letzten Brief Tanners, der so schloß: „Ich will sterben. Ich halte es doch nicht aus! Der Russe ist ertrunken, den Deutschen hab ich erschossen ... wie soll ich da leben?" Ganz unten aber stand in hastigen, auseinander gerissenen Zügen: „Dann wurde es dunkel, und es fing an zu töten."

Bergnacht

Jene Stunde blau und rein
Ob den tieferkühlten Feldern
Ward im Traum noch einmal mein:

Himmel klardurchsprühter Nacht,
Kalte Feuer löschend, zündend,
Weichverwogt herniederwellend
Schneegehügel, Weißwald, Schnee ...

Erden Schweigen. Zeit rauscht fern.
Nahgerückt sind sich die Welten,
Saugen sie von unserm Licht?

Grat und First und Tal und Hang
Hat ein Wunder übergnadet,
Hat ein Rätsel überhüllt —

Rund- und zartgekrönter Wall
Sehnt sich nach den reichern Quellen,
Drängt und flimmert, schwillt hinan
Eins nun mit den seligen Zonen ...
Namenlose Sterne sickern
In das glanzverwirrte Land.

Siegfried Lang, St. Moritz-Bad.